

Der Sermon von der Kanzel diente einst der geistlichen Erbauung. Die Form hat sich überlebt, meint HANNA JACOBS

**D**ie Zeit der Predigt ist vorbei. Der Protestantismus ist mit seiner bleibenden Fixierung auf den Sermon heute mehr seiner Tradition verpflichtet als den religiös suchenden oder glaubenden Menschen. Doch niemand traut sich, ihr den Randplatz zuzuweisen, der ihr im 21. Jahrhundert zukommen sollte. Es wird um der Predigt willen gepredigt. Die religiöse Rede, allsonntäglich und allenthalben, scheint alternativlos zu sein. Zumindest für die, die dafür verantwortlich sind, dass in jeder Dorfkirche und jedem Dom mindestens einmal die Woche eine Predigt zu hören ist. Doch meist gibt sie Antworten auf Fragen, die kaum einer stellt, und will ein Bedürfnis befriedigen, das in dieser unserer Mediengesellschaft kaum noch einer zu haben scheint: Toll, endlich mal wieder in Ruhe dreißig Minuten dasitzen und eine abgelesene Rede hören!

Das war jahrhundertlang anders. Die Kultur, in der das Christentum entstand, war eine mündliche. Die Gleichnisse und Reden Jesu wurden über Jahrzehnte weiter erzählt, bis sie verschriftlicht wurden. Vom Leben, Sterben und Auferstehen Jesu erfuhren die ersten Christen durch die Predigt. Anders als heute hörten Menschen in Predigten also etwas für sie völlig Neues. Was in der Predigt gesagt wurde, war von existenzieller, lebensverändernder Bedeutung. Eine durch und durch christliche Gesellschaft zu erneuern war wiederum das Ziel der Predigtbewegungen des Mittelalters. Auf einige Reformbewegungen folgte die Reformation und rückte die Predigt in der Landessprache ins Zentrum des Gottesdienstes. Da steht sie – weiterhin unhinterfragt – 500 Jahre später noch immer.

Eine Predigt dauerte damals richtig lange, meist über eine Stunde. Dass sie nicht langweilt, lag auch an der allgemeinen Informationsarmut der einfachen Bevölkerung. In der Reformationszeit war die Predigt am Sonntag das mit Abstand Interessanteste und Elaborierteste, was eine Magd in der ganzen Woche zu hören bekam. Während der Aufklärung unterrichteten Pfarrer von der Kanzel die Landbevölkerung auch in Viehzucht oder Hygiene. Heute braucht niemand mehr die Predigt, um unterhalten oder informiert zu werden. Und wer unbedingt wissen will, was Paulus zu Speisegebote sagt, der googelt das halt. Eine Frage, die heute viele Christen wach liegen lässt, ist das aber nicht mehr. Ist die entsprechende Stelle aber der vorgegebene Predigttext, sehen sich etliche Prediger in der Situation, ein Problem formulieren zu müssen, das keiner hat, um darauf Antworten zu finden, nach denen niemand fragt.

Nun kommen der Predigt heutzutage noch weitere Aufgaben zu: Sie soll Glauben wecken und erweitern, einen Geschmack fürs Unendliche kultivieren. Predigt könnte Anleitung zum guten Leben geben und sollte vor allem eins: von der Sorge befreien, vor Gott, mit und den anderen nicht gut genug zu sein. Wenn dies in der Predigt nicht geschieht, muss sie anderen Formen weichen. Das Prinzip »form follows function« sollte nicht nur für das Design von Haushaltsgeräten und Häusern gelten, sondern auch für die Gestaltung kirchlichen Lebens. Und die Form der Predigt ist nun einmal passé. Ähnlich wie beim Klimawandel gilt: Je früher wir das als Kirche einsehen, desto mehr (religiöses Leben) können wir retten.

Es mag trösten, dass es nicht allein an der Predigt liegt, dass diese kontinuierlich an Relevanz verliert. Ihr passiert, worunter auch die Rede an sich leidet. Alles wird diskursiver und partizipativer, Workshops ersetzen Vorträge, und selbst diese kommen nicht mehr ohne Bilder im Hintergrund aus. Wir produzieren und konsumieren unendlich viel Text, in E-Mails, WhatsApp und anderen sozialen Medien. Die gehaltene Rede wirkt in einem Universum aus Bildern und Kurznachrichten wie ein Fremdkörper. Vielleicht war Barack Obama der letzte große Redner. Selbst nüchterne Mitteleuropäer waren von seinen überzeugenden, geistreichen, unpathetischen Reden so ergriffen, dass ihnen die ein oder andere Rührungsträne verstoßen in den Augenwinkeln hing. Die nächste Wahl gewann Donald Trump, der sich nicht einmal bemüht, Sätze und Sinnabschnitte zu einer Rede zu komponieren. Meinungsbildung kommt längst ohne brillante Rhetorik aus.

Doch zurück zum Predigtwandel. Ohne das Wort Gottes weiterzugeben und die Beschäftigung mit der biblischen Überlieferung ist Kirche nicht Kirche. Doch wie kommt das Wort Gottes am besten zu Gehör und Herz? Meine Erfahrung ist, dass das für wahr und richtig empfunden wird, was man selbst als solches erlebt, sei es durch ein Gespräch, wo Fragen gemeinsam gestellt und erörtert werden können, sei es durch den Zuspruch einer Freundin am Telefon. Oder durch Bibliolog, Bibelteilen, gemeinsame Meditation eines Bibelverses – also durch Formen, die an der Erfahrung mehrerer aufrichtig interessiert sind und die Religiosität des Einzelnen wertschätzen.

Das klingt zunächst ungemein individualistisch und autoritätskritisch. Doch die intensive Auseinandersetzung mit dem und der Einzelnen geht ebenso auf Jesus selbst zurück wie die drei Kapitel umfassende Bergpredigt. Der, von dem es heißt, er sei ein Wanderprediger gewesen, hat auch etliche Streitgespräche geführt, unverzweckt mit Menschen gegessen, mit ihnen gearbeitet. Die Fischer werden durch die persönliche Ansprache zu Jüngern und nicht durch die Predigt in einer Synagoge. Das Johannesevangelium berichtet davon, dass



Jesus nach seiner Auferstehung der verzweifelten Maria Magdalena begegnet und sie fragt: »Warum weinst du?« und »Wen suchst du?« Was würde wohl passieren, wenn am nächsten Sonntag die Predigt ausfiel und wir uns gegenseitig diese Fragen stellten, wenn ein gemeinsames Fragen und Suchen an die Stelle einseitiger Verkündigung treten würde? Erst das Wissen um die Nöte und Fragen eines Menschen erlauben es, ihm Ermutigung und Trost – Evangelium – persönlich zuzusprechen. Breitbandverkündigung ist weitaus wirkungsärmer.

Die Predigt ist, sosehr moderne Predigtlehren das auch umzudeuten versuchen, ein Monolog. Zwar kann der Predigthörer im Stillen auf die Predigt reagieren, kann sich selbst einbringen und weiterdenken. Doch wie man es dreht und wendet: Vorne steht eine, die redet, und die anderen hören zu. Damit kommt Pfarrern theoretisch die Deutungshoheit über Glauben und Leben, Richtig und Falsch zu. Nicht nur vor dem Hintergrund der zahlreichen Missbrauchsfälle, die in beiden Kirchen in den letzten Jahren bekannt wurden, stellt sich die Frage, welche negativen Auswirkungen die Macht der Kanzel hat und haben kann. Die Predigt steht nicht selten einer hörenden Haltung im Weg. Wirkmächtig sind trotz der exponierten Rolle des Predigers nur wenige Predigten. Welcher beflissene Predigthörer erinnert sich denn noch an mehr als drei Predigten, die er in den letzten zehn Jahren gehört hat?

Es ist beinahe tragisch, wie wenig von vielen Predigten über den Sonntagsbraten hinaus hängen bleibt und nachwirkt. Und wie viel Zeit und Energie Pastorinnen und Pastoren darauf verwenden, sie vorzubereiten und zu halten.

Ich nehme mich da nicht aus. Ich liebe es, zu predigen. Den Bibeltext lese ich tagelang immer wieder, frage mich, was er für mich bedeutet und für andere bedeuten könnte. Bei der Vorbereitung schreibe ich seitenweise Papier mit der Hand voll, mache Pfeile, streiche durch. Ich stelle mir Menschen vor, die diese Predigt hören. Je nach Zeit, die mir zur Verfügung steht, lese ich einen Kommentar zu der Bibelstelle, ein Gedicht, das mir in den Sinn kommt. Und ich liebe es auch, Predigten zu halten. Das Gefühl, dass andere Menschen einem zuhören, ist für die meisten eher extrovertierten Charaktere ein sehr angenehmes. Doch ich behaupte: Ich bin diejenige, die am meisten vom

Predigen hat. Den Prozess der Auseinandersetzung mit dem Text kann ich in einer zwölfminütigen Rede nur sehr begrenzt abbilden. Die Gemeinde hört letztlich eben doch eine Rede, auf die sie nicht direkt reagieren kann.

Ich höre auch gerne gute Predigten. Es gibt eine Reihe von Predigern und Predigerinnen, querbeet durch Konfessionen und Denominationen, denen ich gerne zuhöre und deren Sätze mir im Sinn bleiben. Seien es die siebenminütigen Predigten der Pfarrerin Birgit Mattausch oder die eineinhalbstündigen Predigt-Performances des US-amerikanischen Bestsellerautors Rob Bell, die ich auf YouTube angucke. Gute Predigten wirken nach, manchmal tagelang, manchmal sogar jahrelang. Sie verändern etwas. Leider aber sind die allermeisten Predigten nicht gut. Nicht nur, dass etliche Prediger sich nicht an die einfachsten Kunstregeln halten, die man inzwischen in jeder Art von Ausbildung beigebracht bekommt: möglichst auf rhetorische Fragen verzichten, nicht ständig die eigenen Kinder als Beispiel anführen, auf besonders »churchy« klingende Floskeln verzichten. Wenn ich Sätze höre wie: »Lassen wir uns von Gott beschenken!«, wünsche ich mir, ich hätte mich mit einer weiteren Stunde Schlaf beschenkt, statt einem Prediger meine Zeit anzuvertrauen, der offenbar nicht weiß, wovon er redet – sonst müsste er sich nicht hinter frommen Phrasen verstecken. Die meisten Predigten sind für die Menschen, die sie hören, nicht relevant. Denn sie werden gehalten, weil Sonntag ist und weil eine Predigt zu einem Gottesdienst dazugehört. Nicht, weil es die Pfarrerin drängt, der Gemeinde etwas vom Wesen Gottes oder einer überraschenden Gotteserfahrung im Alltag zu berichten.

Vielen Predigten ist es abzuspueren, dass sie das Symptom einer Verlegenheit sind. Es ist die Kirche, die angesichts eines unaufhaltsamen kulturellen Wandels verlegen ist. Deswegen predigt sie erst einmal weiter, komme, was wolle, und kämen noch so wenige, um zuzuhören. Doch die Zeit der Predigt ist vorbei – und was danach kommt, wird man nur entdecken können, wenn man einen Großteil der Predigten streicht und mit dem Suchen und Fragen beginnt.